

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 236. Bromberg, den 28. Oktober 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

(7. Fortsetzung.)

Mann und Kind sind zu der Schleuse gekommen und die steinerne Treppe, die zu dem Quai Henri Quatre führt, hinaufgestiegen. Im schweren Dunkel der Bäume gehen sie an der entgegengesetzten Seite der Häuser die Böschung der Seine entlang. Boubou klammert sich mit beiden Händen an dem Arm seines Vaters fest an.

Er stöhnt: „Ich bin so müd! . . . Ich kann nicht weiter! . . . Und dann hab ich Hunger . . . solchen Hunger!"

Bernier hat wieder sein böses Gesicht.

„Ich hab Hunger, Pap! . . ."

Noch immer antwortet der Mann mit keinem Wort auf die Klagen des Kindes.

„Papa . . . lieber Papa! . . . Ich habe solchen Hunger!"

Aber er muß diese Klagen wohl hören, denn jedesmal runzelt seine Stirne sich mehr, jedesmal wird sein Blick härter, beißen seine Kinnladen fester ineinander.

„Komm", sagt er endlich kurz.

Er überquert die Straße, nimmt den Fußsteig und wendet sich einem Bäckerladen zu, in dessen Auslage schief aneinandergereiht, lange, duftige Brote mit einer knusperigen goldgelben Kruste auf kupfernen Leisten liegen. Eine magere, unfreundlich aussehende Frau sitzt im Laden und reiht mit gesenktem Kopf, während ihr der Schopf über dem Ohr herunterfällt, kleine Häufchen von Sous aneinander. Bernier tritt ein, er nimmt den Hut ab. Versucht es.

„Entschuldigen Sie", sagt er mit unsicherer Stimme. „Ich habe eben meine Geldbörse verloren und meine Kleine ist hungrig . . .wenn Sie so freundlich wären . . . es wäre mir sehr lieb . . . ein Stückchen altes Brot . . ."

Die unfreundliche Person hebt den Kopf und mustert den Mann von oben bis unten. Nimmt dabei eine Haarnadel, die ihr eben auf ihre Sous gefallen ist, und schnappt sie mit ihren dünnen Lippen wie einen Bissen auf. Dann hebt sie den Arm, um sich den Schopf in Ordnung zu bringen und brummt mit herabgezogenen Mundwinkeln „Tut mir leid . . . nicht ein bißchen mehr . . . tut mir leid . . . n' Abend . . ."

Bernier geht fort, sehr rasch, aber doch nicht rasch genug, um nicht die schneidende Stimme der Frau zu hören: „Unverschämt, dieses Bettelpack!"

„Ich bekomm mein Brot also nicht?" fragte das Kind. Bernier antwortete darauf: „Laß mich in Ruh." Und zwar in einem so groben Ton, daß Boubou erschreckt verstummt und nur leise zu weinen beginnt.

Sie gehen weiter . . . Da ist der Quai Célestins . . . Das Kind traut sich nicht mehr zu klagen und doch — wie ist sein Kopf so leer! Und wie schwer sind seine Füße. Würde die rauhe Faust des Vaters ihn nicht aufrecht halten, er strauchelte bei jedem Schritt.

Doch was ist das für ein herrlicher Suppengeruch!

Bernier bleibt vor einem offenen Parterrefenster stehen. Er sieht in eine enge Küche, wo eine flackernde Gasflamme die unförmigen Schatten der Töpfe an Decke und Wänden tanzen läßt. Vor dem Ausguß wäscht ein junges Dienstmädchen mit aufgestülpten Ärmeln Geschirr. Den Rücken hält sie der Straße zugewandt.

Auf dem Fensterbrett — das aber durch ein bis in die Mitte der Fensterladen reichendes Vogelgitter geschützt wird — kühlt ein offener Kochtopf aus, in dem langsam, wie ein stiller Teich in erster Winterkälte, die Suppe erstarrt.

Boubous Nasenflügel zittern. Seine Augen schließen sich. Wenn die große Hand des Vaters seinen erschlafften Arm nur nicht los läßt!

Bernier ist stehen geblieben. Diesmal nimmt er den Hut ganz herunter. Er hat schon das demütige Aussehen eines Armen, der betteln geht.

„Fräulein!"

Das Mädchen fährt in die Höhe und wendet sich um.

„Fräulein! . . . Ich bin arbeitslos . . . Und meine Kleine hier hat großen Hunger . . . Möchten Sie ihr nicht etwas zu essen geben?"

„Ich hab nichts."

„Ich sehe aber hier etwas auf einem Teller."

„Das wird aufgehoben . . . Es ist das Hundefutter."

„Dann bitte eine kleine Tasse Suppe . . . Eine ganz kleine Tasse, Fräulein."

Er streckt die Hand schon gegen das Gitter aus, aber das Mädchen stürzt hinzu und reißt ihren Kochtopf mit beiden Armen so pathetisch an sich, als gälte es, ein geliebtes Kind vor Räubern in Schutz zu nehmen.

„Was denken Sie! . . . Meine Bouillon!"

Dabei stößt sie mit beiden Ellbogen die Fensterflügel heftig zu, wird etwas blaß und beginnt plötzlich zu zittern. Sie schwingt den Kochtopf hin und her, so daß die fette Haut der Suppe förmlich auftaut.

„Herr Philidor! . . . Schnell, schnell! . . . Herr Philidor!"

Bernier flüchtet sich. Bleibt dann ein Stück entfernt in einer einsamen Straßenecke stehen. Wütend beißt er sich in die Lippen und murmelt: „Warum schreit sie denn so! Diese Gans!"

Boubous schüchterne Stimme wagt in der nun folgenden Stille kaum, sich zu erheben. Aber sie sagt — und Bernier hört es:

„Weil du so bös ausgeschaut hast, Pap!"

„Ich?"

„Ja!"

„Ich habe bös ausgeschaut?"

„Ja . . . ganz plötzlich . . . Es war so, wie bei dem Händler, wo wir die Kleider bekommen haben . . . weißt du, ich habe mich sehr gefürchtet . . . Du magst mich doch immer noch, nicht wahr, Pap? . . . Wie sie die Suppe gezeigt hat, da bist du auf einmal bös gewesen! . . ."

Ein großer Schauer überläuft den Flüchtling. Er lehnt sich an eine Mauer an. Sein Gesicht ist bleich, wie das eines Sterbenden.

„Dann . . ., dann . . ." stottert er, „dann weiß ich also gar nicht, wann es mich packt . . . und kann es also nicht zurückhalten . . . Dann ist es wahr . . . ich habe gemordet . . . ich kann noch immer morden . . . ohne daß ich es weiß . . . O Gott!"

Und mit irrem Blick beginnt er seine Hände anzustarren, seine großen, schwieligen Arbeiterhände, und er dreht und wendet sie hin und her . . .

Und da werden sie von zwei Händchen gepackt und heruntergezogen, während ein Paar Lippen — Boubous Lippen — sich heftig und naß, wie es nur bei Knaben vorkommt, in ihre Flächen drücken.

„Wenn du mich noch magst, Pap, dann darfst du nicht mehr mit mir schimpfen . . . Ich kann doch nichts dafür, wenn ich Hunger habe."

Da hebt der Mann das Kind in wilder Zärtlichkeit auf.

Er preßt es an seine Brust. Boubou schreit: „Du tust mir weh!“ Aber Bernier läßt nicht nach in seiner wilden Umarmung. Wie zornig mit einemmal sein Gesicht wird! Und nun wendet er sich gegen die mächtige Stadt, dorthin, wo die Wohnungen der Reichen sind, hinter das Louvre, gegen die Champs Elysées, gegen Etoile, die Plaine Monceau. Seine Augen flammen in Haß, seine Stimme ist heiser, leise, gedehnt. Er grollt:

„Wenn ich denn ganz zugrunde gehen soll . . . nun, um so schlimmer für euch . . . Ich gebe den Kampf auf . . . kehre zurück . . . zu ihnen, zu meinen Brüdern! . . . Nach all dem bin ich ja doch wie sie . . . Was immer ich tue — ein Verfluchter! Und ich will, daß du dein Brot bekommst, mein Kleiner . . . Wart nur, wenn wir die finden, die ich jetzt suche, dann wirst du gute Sachen haben . . . Wirst schon sehen, was für Herrlichkeiten . . . Wein nicht, mein Kleiner! . . . Du hörst doch, was ich sage . . . Was, sie wollen dir kein Brot geben, sie, die es haben . . . Um so schlimmer für sie! . . .“

Und er hebt eine wütende Faust.

In dem zitternden Licht einer Straßenlaterne läuft der riesenhafte Schatten seines Armes über den Gehsteig, um dann an der Mauer des Hauses gegenüber emporzuwachsen, ganz, ganz groß . . .

Und seine bebende, seine ungeheure Schattenfaust erscheint wie eine furchtbare Drohung gegen die ganze Stadt.

Achtes Kapitel.

Bist du ein Glied der Kette?

Und wieder geht der Mann, von dem Kinde begleitet, in die Nacht hinein.

Plötzlich beginnt ein feiner, kalter, durchdringender Regen von dem düsteren, tiefen Himmel zu fallen.

Boubou hat sich mit beiden Händen an den Arm seines Vaters geklammert. Armer Boubou! Er ist so erschöpft, so übermüdet, und seine schweren, harten Lederschuhe tun ihm weh an den kleinen Füßen, daß er wohl nicht mehr lange wird gehen können.

Bernier geht den Fluß entlang den Quai Célestin hinunter.

„Wohin gehen wir, Papa?“

„Pst!“

Hinter dem Pont Sully träumen Reihen von Pinassen, die in einem winzigen Hafen verankert liegen. Dort sind Sand, Mühlsteine und Zementsäcke haufenweise an der Böschung abgeladen und mit Wagendecken zugedeckt worden, um auf ihre weitere Verladung zu warten. Mit Einbruch der Nacht tauchen nun verdächtige Gestalten auf, die dann auf einmal geheimnisvoll wieder verschwinden.

„Es regnet, Pap!“

„Ich weiß.“

„Das macht naß.“

„Um so schlimmer . . . halt den Mund!“

Bernier geht ängstlich um die angehäuften Materialien herum.

Die Häuser an den Ufern verschwimmen von ferne in einem zitternden Nebelschleier. Auf den nunmehr unsichtbaren Brücken scheint das Licht der Straßenlaternen, von einer Art Hof umgeben, gleichsam zu schweben.

Bernier zieht von einem Haufen aufgestapelter Säcke die Decke zurück.

Da grollt auch schon eine dumpfe Stimme: „Heee . . . Was ist das?“ Ein paar Zementsäcke, die man an einer Seite des Säckeberges geschickt herausgezogen hat, haben eine Art finstere Höhle freigelassen, in der ein paar verschwommene Gestalten hocken.

Die mürrische Stimme fährt fort: „Pack dich! . . . Kein Platz mehr!“

„Ich suche auch gar keinen Platz“, antwortet der Gehetzte. „Ich suche jemanden.“

„Wen suchst du denn?“

Bernier hebt die Decke hoch. Er möchte gern die Gesichter unterscheiden. Wieviel arme Teufel stecken da unten? Sie liegen zu viert oder fünft, auch zu mehr, eng aneinander gepreßt, um sich in dieser naßkalten Nacht ein bißchen zu erwärmen.

Da sagt Bernier sehr laut und langsam: „Ist unter euch ein Glied der Kette?“

„Schau, daß du weiter kommst“, ereifert sich die böse Stimme, „oder du fangst eine . . . So ein Trottel!“

Aus dem Hintergrund schließt sich noch weiteres ärgerliches Gemurmel der Drohung an. Der gejagte Mann läßt die Wagendecke wieder fallen.

„Schon gut“, sagt er.

Nimmt Boubou bei der Hand und geht weiter, die Augen auf die Marienbrücke und auf die Louis-Philippe-Brücke gerichtet.

Der Regen verdoppelt sich. Und Millionen leichter Hagelkörner scheinen eisig und unzählbar und ohne je die Erde zu berühren, in der Luft zu schwingen. Aus der Stadt dringt nichts, als das Speien der überquellenden Dachrinnen, das Gluck-Gluck der reißenden Bäche und das dumpfe kotspritzende Rauschen des Wassers über den Kanalgittern.

„Du Pap, mir ist schlecht . . .“

„Geh weiter!“

„Pap, ich hab Hunger . . .“

„Ich hab dir ja gesagt: Gleich!“

„Pap, meine Schuhe sind ganz voll Wasser . . . Pap, es rinnt mir den Rücken hinunter . . . mich friert!“

Unter der Marienbrücke ist niemand. Trotzdem streift Bernier die Pfeiler entlang, sucht mit gekrümmtem Rücken . . .

Boubou sagt flehend: „Sag mal Pap, können wir uns nicht auf die Erde legen?“

„Geh weiter!“ befiehlt neuerdings der Verfolgte.

Der Brückengang der Louis-Philippe-Brücke ist hingegen an diesem Abend ein vielbesuchter Zufluchtsort. Das schlechte Wetter hat alle Obdachlosen, alle Bettler, alle Vagabunden ohne Hab und Gut hier zusammengejagt. In einem ausgeräumten, alten Boote, das schon sichtbar zu faulen beginnt, schläft bleich und ohnmächtig, wie tot, eine Frau. Zwei Knaben von vier und fünf Jahren liegen der Länge nach neben ihr, während zwischen den mageren Beinen in ihrem Schoß ein Säugling liegt. Er ist in ein altes, von Ungeziefer angefressenes Tuch gewickelt und lutscht gierig an seinem Daumen.

Auf der Erde liegen Männer und Frauen, Greise und Greisinnen. Es gibt sogar Sybariten unter ihnen, die einen Pflasterstein als Kopfkissen haben. Abseits davon ißt ein Reicher ganz allein. Es ist ein Hundescherer. Er sitzt auf einer Kiste und kaut langsam, mit geradezu genießerischem Knacken seiner Kinnladen, einen geräucherten Hering.

Wie Bernier erscheint, richten einige Gestalten sich beunruhigt auf . . . Ist er vielleicht von der Polizei? Beruhigt fallen die Körper im nächsten Augenblick wieder zurück. Nichts zu befürchten! Dieser finstere Mann und dieses weinerliche kleine Mädchen in seinem zerknitterten, vom Regen verklebten Kleidchen, die sind sicher nur Elendsgenossen.

Bernier sagt langsam und sehr laut: „Ist unter euch ein Glied der Kette?“

Aber niemand antwortet.

Nur, daß das Kind, das an seinem Daumen saugt, jetzt auf einmal zu schreien beginnt.

„Ich kann nicht mehr Pap . . . Bleiben wir hier!“

„Wir müssen aber weiter, Boubou!“

„Ach Pap! . . . Ich fall um!“

„Nun gut! . . . Ich gebe nach! . . . Setz dich, mein Bub! . . . Aber wir müssen bald wieder weitergehen . . . Wir müssen!“

„Warum können wir denn nirgends bleiben Pap?“

„Pst! . . . Du weißt doch ganz gut . . . wegen des schwarzen Mannes!“

Bernier läßt sich schwer auf die Erde fallen. Auch er ist müde und der Schmerz in seinen geschwollenen Knien schwächt ihn. Er ist hungrig. Aber er will seiner körperlichen Schwäche nicht nachgeben. Er hat ja einstmals schon so viel Entbehrungen erlitten, daß er nicht Kälte, nicht Hunger, nicht Durst mehr fürchtet. Aber er will gern die härtesten Qualen ausstehen, wenn er nur seinen Verfolgern entgehen kann. Und so, wie er eben erst seine Seele hart werden ließ, so strafft er jetzt seinen Leib.

Entfliehen . . .

Er rechnet nach: noch vier Tage und vier Nächte. Hätte er Geld gehabt, so hätte er mit ein bißchen Glück das Ausland oder sonst eine sichere Zufluchtstätte erreichen können. Aber ohne Geld und mit Boubou! . . . Es wäre verrückt, auch nur im Entferntesten daran zu denken. Und doch, er wird kämpfen!

Ach, wenn er sich nur wieder an ein Glied der Kette anschließen könnte!

Er nimmt seinen Sohn auf den Arm und das Kind ist, nachdem es noch ein bißchen heftig geweint hat, auch schon eingeschlafen.

Der hungrige Säugling hat sich den gierigen Mund mit der Faust gestopft und ist verstummt. Der Hundescherer kaut mit frommem Gesicht und einer zum Platzen vollen Wange an einem fetten Priemchen. Die lebende Tote hat sich noch immer nicht gerührt und unter all den Kleidungsstücken und all dem Schutt husten und schnarchen verschwommene menschliche Gestalten.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Kürschen.

Humoreske von Joseph von Lauff.

„Mein lieber Kürschen, Sie wissen: wir haben einen sogenannten Frieden eingeheimst.“

Herr Kürschen aus Nippes, ein untersetzter, säbelbeiniger, gutmütiger „Ami“ mit eingeknallten listigen Brombeeräugelchen, zollte dem Sprecher ungeteilten Beifall.

„Sie wissen ferner, mein Lieber: Sie sind mir während der bitteren Kriegsjahre ein treuer Bursche gewesen, selbstlos, ohne daß Ihre Rechte wußte, was die Linke verausgabte.“

Auch damit war Kürschen einverstanden. Er nickte.

„Sie wissen schließlich: mit dem heutigen Tage ruhen die Waffen, geht es wieder heimwärts — in ein Land ohne Lachen. Ich weiß: Sie, für Ihre Person, sind arm und habelos wie ein Kirchenmäuserich. Ich, als Diener des Allerhöchsten, befinde mich in einer ähnlichen Lage. Aber das ist keine Schande, denn auch die heiligen Apostel haben barfuß ihres hohen Amtes gewaltet. Indessen, was ich zu geben vermag, Ihnen Ihre wackeren Dienste in etwas zu lohnen, das soll hiermit geschehen. Nehmen Sie hin. Es sind dreihundert Mark, meine ganzen Besitztitel. Betrachten Sie diese als Ihre Talente. Der Himmel wird weiter helfen.“

So der ehrwürdige Divisionspfarrer Antonius Schuhmacher. — Kürschen knallte die Hacken zusammen, dankte und ging seines Weges. — — —

Die Jahre wanderten dahin. Die Inflation mit ihren verhängnisvollen Nebenerscheinungen setzte unter Würgen und Knebeln ein. Dann kam, nach Tränen und Flüchen, eine Stabilisierung in dem verödeten Land ohne Lachen.

Um diese Zeit geschah es. Herr Antonius Schuhmacher amtierte wieder als Seelsorger in der ihm überkommenen Pfarrei am sagenumwobenen Rhein, im Angesicht der Sieben Berge und des Rolandbogens. — Mit übergeschlagenen Beinen saß er eines Tages am Fenster, gedachte vergangener Zeiten und blies bläuliche Rauchkringel aus seiner Weichselrohrpfeife. Eine Merle baumte auf und sang ihr Weise ... und in dieses Idyll ...: ein glanzvoller Mercedeswagen tutete mit lautem Schall in den Pfarrhof. Ein imposanter Herr und eine überbrüstige Dame füllten die Karosserie mit stolzer und geberischer Würde. Der aufgewichste Führer in khakifarbigem Dreß sprang zu, öffnete den Schlag und stand straff wie ein Bauklötzchen ... und als der Herr in Gemeinschaft der üppigen Begleiterin in blitzblauer Seide dem Auto entstieg, da erstaunte der Pastor auf das höchste, gedachte der Erzählungen der tausend Nächte und der einen Nacht und sagte in tiefer Bewegung: „Mein Gott, wenn er es wäre? Er ist fettleibig und glatt von Antlitz geworden, von trefflichem Anstand und ist gekleidet in eine Tunika von Nisapur, dazu in einen goldgestickten Mantel; er trieft von köstlichen Essenzen, und an den Wurstfingern trägt er Siegelringe, auch eine goldene Kette auf dem Bäuchlein, befähigt, einen störrischen Bullen an die Raufe zu legen. Was mag geschehen sein?“

Und siehe: die Türe ging auf.

„Vater des Himmels — Kürschen, sind Sie es, oder sind Sie es nicht?!“

„Herr Pastor, bin ich noch immer ... und hier meine Gemahlin: Lina, geborene Knippscheer.“

„Nein, diese Freude! Kinder setzt euch! 'ne Flasche Unkeler-Funkeler gefällig?“

Kürschen blieb die verkörperte Ruhe.

„Warum nicht?“ sagte er fest und gediegen. „Immer bloß 'ran. Sie kann ja nicht schaden ...“ Und als sie nun behaglich in dem Korbsessel hockten, sich dieses und jenes erzählten, meinte Antonius Schuhmacher, indem er noch immer mit demselben Märchenerstaunen bald seinen früheren Kriegskameraden, bald die wohlbestellte Frau Lina, geborene Knippscheer, betrachtete: „Aber mein Bester — dieser unvorhergesehene Wandel! Diese Aufmachung! Wie ist solches nur möglich gewesen?“

„Herr Pastor — ja so!“ und Kürschen hob die Rechte empor, die Hand mit den von Smaragden und Rubinen umkrusteten Wurstfingern, sah gleichzeitig auf die von der Schaffnerin zugebrachte Flasche und die eingeschenkten Kelche und versetzte mit fetter und öliger Stimme: „Herr Pastor, durch die Hilfe des Himmels, durch Ihre dreihundert Märker und mein Ingenium. Die machten's.“

„Das kann ich beschwören“, sagte Frau Lina und legte des zum Zeichen ihre beringte Hand auf die mollige Bluse.

Kürschen erhob sich.

„Ja, Herr Pastor! erst mit die Seife ... dann mit die Kartoffeln und Speckseiten ... dann mit Eau de Cologne ... dann ins Große hinein mit die Kohlen und Margarine, die wir als Butter taxierten. So bin ich d e r geworden, der ich bin: der Mann mit 'nem Auto, mit 'ner Villa, 'ner staatschen Frau und 'nem tüchtigen Jungen. Hier sitzen die Musikanten, Herr Pastor!“ und er klopfte sich auf die Brust, daß es knallte.

„Also so ist das Wunder geschehen?!“ staunte der geistliche Herr, setzte aber pfiffig hinzu: „Und da, so denke ich mir, verfügen Sie auch in jetziger Stunde über flüssige Gelder und sonstige Mittel?“

„Ich sage Ihnen — in Masse.“

„Dann, Herr Kürschen ...“ Antonius Schuhmacher legte schmunzelnd die weißen Hände zusammen. „Ich habe Sie immer als brav und mildherzig angesprochen, und da Sie sich, laut eigener Darlegung, in einer äußerst angenehmen Lage befinden, so möchte ich Sie im Namen der Barmherzigkeiten um ein Scherflein für das hiesige Wöchnerinnenheim und meine Armen angehen — ja, Sie dieserhalb herzinniglichst bitten.“

„Kürschen, das tust du natürlich,“ sagte Frau Lina.

„Mit Wonne! Nur, Herr Pastor, möchte ich wissen: Was spendieren denn so für gewöhnlich die noblen Herrschaften, die da drüben in Rolandseck und in Godesberg als meine Kollegen auf ihren Besitztümern wohnen? Man muß doch so 'nen kleinen Maßstab besitzen.“

„Ich verstehe Sie völlig. Die einen geben fünf, die anderen zehn, auch fünfzehn Mark werden geopfert.“

Da lachte Kürschen sein übermütigstes Lachen. Was Lachen? Nein, er wieherte. Er wieherte wie ein einjähriges Füllen auf einer Frühlingskoppel, stieß seiner Frau in die unteren Rippen und kicherte unter diesem frohen Gewieher: „Lina, hast du gehört? Fünf bis fünfzehn Märker — diese lumpigen Kerle!“ um dann aus seiner Brusttasche ein vollgepfropftes Portefeuille zu heben, es auf den Tisch des Hauses zu legen, mit der Faust drauf zu knallen und laut zu jubeln: „Herr Pastor, allerhand Achtung vor derartigen Leuten ... Aber das hier! Unter tausend Mark, Herr Pastor, macht Kürschen das hier nicht op!“ und seine listigen Äugelchen glitzerten wie bengalische Lichtchen am Karnevalsmontag.

Antonius Schuhmacher aber fuhr steil in die Höhe, ergriff sein Glas und sagte mit prächtiger Stimme: „Herr Kürschen, im Namen meiner Mühseligen und Beladenen — ich akzeptiere. Sie sind zwar ein kleiner Schieber, so 'n ganz allerliebster — aber der Himmel wird es lohnen!“

Kürschen strahlte, und Frau Linas Augen schwammen in Tränen. Ihr opulenter Busen stürmte. Und der Rhein rauschte herauf ... und im Unkeler-Funkeler wurde der Spendierer gefeiert ... sangen die Gläser ... und war ein Klingeln im Pastorat wie nirgends auf Erden: „Kürschen soll leben — hurra und vivat!“

Vom Krämerlehrling zum Entdecker.

(Zu James Cooks 200. Geburtstag am 28. Oktober 1928.)

Von Harris Brackett-Buenos-Aires.

Nichts ließ in seiner Jugend vorausahnen, daß aus dem Bauernjungen James Cook, dessen Familie durch keinerlei Überlieferung mit dem Meer verbunden war, einer der größten Entdecker und Seefahrer aller Zeiten werden sollte. Seine Tüchtigkeit allein schuf James Cook einen unsterblichen Namen.

Die Eltern konnten dem Sohn, den sie einem Krämer im Fischerdorf Staiths als Lehrling anvertrauten, keine Mittel und noch weniger den Einfluß eines bekannten Namens auf die Laufbahn mitgeben. Er sollte hinter Pfeffersäcken und Heringsfässern ein nützliches Durchschnittsmitglied der menschlichen Gesellschaft werden.

Der Anblick der See warf alle väterlichen Pläne über den Haufen; das Meer nahm den Bauernjungen gefangen. Es genügte ihm nicht, die Erzeugnisse ferner Länder unzen- und stückweise an die Kundschaft zu verkaufen, er wollte selbst die Welt jenseits der Meere kennen lernen. Ein Streit mit seinem Lehrherrn befreite ihn vom Ladentisch, eröffnete ihm die ersehnte seemännische Laufbahn als — Schiffsjunge auf einem Whitbyer Kohlenschiff. Der jahrelange Dienst auf dem vom Kohlenstaub geschwärzten Küstenfahrer konnte den Glauben des begeisterten Seemanns an seine Zukunft nicht erschüttern.

Das Jahr 1755, der Ausbruch des französisch-englischen Kolonialkrieges, brachte die entscheidende Wendung im Leben des Siebenundzwanzigjährigen. Mit Abscheu sah er die Presser der königlichen Flotte in den Hafenstädten die jungen Leute mit rohester Gewalt zum Dienst in der Kriegsmarine zwingen; um dem gleichen gefürchteten Schicksal zu entgehen, stellte er sich freiwillig.

Einmal an Bord eines Kriegsschiffes fühlte sich Cook endlich in seinem Element. Drei Jahre Dienst bei der Kanalflotte und die Beteiligung an mehreren kleinen Kriegsunternehmungen boten ihm Gelegenheit, sich vor seinen Kameraden auszuzeichnen, brachten ihm die ungewöhnlich schnelle Beförderung zum Schiffsmeister (Deckoffizier) auf der „Mercury“, die zur Unterstützung des Generals Wolfe in den St. Lorenzstrom entsandt wurde. Dort vertraute ihm sein Admiral die ehrenvolle, weil schwierige Aufgabe an, angesichts der französischen Stellungen den Strom zu vermessen. Niemand hat je erfahren, wie Cook sich die nötigen trigonometrischen Kenntnisse aneignete, doch die glänzende Lösung seiner Aufgabe schuf ihm einen hervorragenden Ruf innerhalb der Flotte und brachte ihm eine seltene Auszeichnung, die Beförderung zum Offizier.

Seine geachtete Stellung als Leiter verschiedener Seevermessungen genügte dem Ehrgeizigen nicht; er eignete sich gründliche astronomische Kenntnisse an, und eine Arbeit über seine Beobachtungen einer Sonnenfinsternis vor Neufundland lenkte die Aufmerksamkeit der gelehrten „Königlichen Gesellschaft“ auf Cook. Als es galt, den geeignetsten Mann zu finden, um den bevorstehenden Durchgang der Venus vor der Sonne von der Südsee aus zu verfolgen, fiel die Wahl der Königlichen Gesellschaft und der Admiralität trotz mancher namhaften Bewerber auf den Leutnant Cook.

Im August 1768 fuhr der neu ernannte Oberleutnant mit einem Tagegeld von fünf Schilling und der Aussicht auf eine Prämie von hundert Guineen auf einer ehemaligen Kohlenbark von 370 Tonnen, der „Endeavour“, und mit einem Stabe gelehrter Mitarbeiter zu seiner ersten Weltfahrt aus. Am 3. Juni 1769 wurde vor Tahiti der Venusdurchgang beobachtet, dann widmete sich Cook dem zweiten Teil seiner Aufgabe, der Ergänzung der Südseekarten, die bis dahin zwischen Neuseeland und Südamerika eine einzige weiße Fläche aufwiesen. Er umsegelte als Erster Neuseeland, fand die Straße zwischen der Nord- und Südinsel, die seinen Namen trägt, und bewies die Richtigkeit der stets von ihm vertretenen Ansicht, daß der Glaube an einen großen Südkontinent nur Phantasie war.

Die Lösung der weiteren Frage, ob Neuguinea und Australien einen zusammenhängenden Kontinent bildeten oder durch das Meer getrennt wurden, kostete Cook beinahe Mannschaft und Schiff, denn die „Endeavour“ wurde beim Passieren des Australien vorgelagerten Großen Barriere Riffs schwer beschädigt und mußte auf Strand gesetzt werden. Der Aufenthalt zur Ausbesserung des Schiffs vermittelte der Forschung die erste Kenntnis der australischen Flora und eines bestaunten Wundertiers, des Känguruhs. Die Entdeckung der Torresstraße bewies, daß Neuguinea nicht mit Australien in Verbindung stand.

Die zweite dreijährige Weltreise diente der Erforschung des südlichsten Stillen Ozeans, weil englische Geographen den Glauben an den „Südkontinent“ noch nicht aufgeben wollten. Mit der „Resolution“ und der „Adventure“ drang Cook bis zum 71. Grad südlicher Breite vor und vollführte eine Leistung, die bis dahin unerreicht war. Seine Ansicht, ein etwa vorhandener Kontinent müsse so weit nach Süden liegen, daß er des Eises wegen unzugänglich sei, hat noch mancher Forscher nach Cook bestätigt gefunden. Die Legende vom bewohnten Südkontinent wurde durch die zweite Weltfahrt endgültig zerstört.

Nach kaum einjähriger Ruhe fuhr Cook zu seiner dritten Weltreise aus, die ursprünglich der Auffindung der lange gesuchten Nordwestpassage galt. Die Fahrt der „Resolution“ und „Discovery“ führte zur Entdeckung der Hawai-Inseln und zur Bezwingung der Beringstraße. An der Nordküste Alaskas setzte das Eis auf 71 Grad nördlicher Breite dem weiteren Vordringen ein Ziel. Auf der Rückfahrt wurde er in der Kelakakuabai auf Hawai infolge einer unglücklichen Verkettung der Ereignisse von den Eingeborenen erschlagen.

Die Forschung verdankt James Cook die ersten genaueren Kenntnisse Polynesiens, die Entdeckung einer Reihe von Südsee-Inseln und grundlegende Beobachtungen der polaren Verhältnisse. England rechnet ihn zu seinen bedeutendsten Söhnen, denn er wurde der Begründer der britischen Herrschaft in Australien und in der Südsee.

Über sein Wesen ist manches Ungünstige gesagt worden; er galt als hart und übermäßig streng. Doch die Verhältnisse, unter denen er, auf sich allein angewiesen, seine Forschungsfahrten durchführte, verlangten einen energischen, mitunter rücksichtslosen Führer. Ein nachgiebiger Weichling hätte Cooks Taten nie vollbringen können.

Aussicht vom Wolkenkratzer.

Randnoten der amerikanischen Presse.

Übersetzt von **Kurt Miethke.**

Ein amerikanischer Mörder, der nicht behauptet hatte, er wäre im Moment der Tat unzurechnungsfähig gewesen, wurde auf seinen Geisteszustand untersucht.

*

Der Fußgänger ist nicht nur schädlich, er verursacht auch noch Kosten. Wären die Fußgänger nicht, so würden nur halb so viel Verkehrsschutzleute benötigt werden.

*

England dürfte sich mit jeder Art von Flottenausgleich einverstanden erklären, der ihm die größte Flotte läßt.

*

Nach unserer Meinung ist niemand ein solches Genie, wie Hoover — von seinen Freunden gemalt wird.

*

Wissenschaftler sagen, daß die Sonne nach 150 Millionen Jahrhunderte leben wird. Berücksichtigt man, wie wenig wir sie in diesem Sommer benutzt haben, so ist nicht einzusehen, warum sie nicht noch länger bestehen soll.



Bunte Chronik



* **Faltboote vor 2500 Jahren.** Kapitän Romer hat es der Elastizität seines Fahrzeuges nebst seinen Erfahrungen und seiner fast übermenschlichen Ausdauer zu verdanken, daß er den Atlantischen Ozean bis zur Insel Kuba überqueren konnte. Indessen ist die Erkenntnis, daß unter gegebenen Verhältnissen ein aus elastischem Holzgestell und wasserundurchlässiger Haut bestehender Bootskörper widerstandsfähiger ist als ein solcher aus Holz, durchaus nicht neu. Schon im Altertum besaß man im Zweistromlande sogenannte „Rundschiffe“, die im Konstruktionsgedanken unseren modernen Faltbooten ähnelten und gelegentlich auch wie diese verwendet wurden. Herodot (geboren um 500 v. Chr.) nannte diese Rundschiffe die größten Wunder, die er in jenem Lande gesehen habe, und beschreibt sie folgendermaßen: „In der Armenier Lande, das oberhalb Assyriens liegt, schneiden sie Weiden ab und machen daraus des Schiffes Bauch, und darüber spannen sie Felle . . . Sodann füllen sie dieses ganze Fahrzeug mit Stroh an und bringen ihre Ladung hinein, darauf geht es den Fluß hinunter . . . Dergleichen Fahrzeuge machen sie von verschiedener Größe, die größten tragen wohl eine Last von 5000 Pfund. Auf einem jeden ist ein lebendiger Esel, auf den größeren auch mehr als einer. Wenn sie nun auf ihrer Fahrt nach Babylon gekommen und ihre Ware los sind, so bieten sie auch des Schiffes Bauch und alles Stroh feil, die Felle aber packen sie auf ihre Esel und treiben diese heim nach Armenien. Denn den Fluß hinauf kann man durchaus nicht fahren, weil er so reißend ist, und eben deswegen machen sie auch ihre Fahrzeuge nicht aus Holz, sondern von Leder.“

Lustige Rundschau



* **Schonende Vorbereitung.** „Mutti, wen hast du lieber, Beethoven oder Wagner?“ — „Beethoven, mein Kind.“ — „Dann ist es nicht so schlimm. Ich habe eben beim Staubwischen die Büste von Wagner zerschlagen.“

*

* **Nur nicht weitersagen!** Söhnchen: „Papa, wir haben heute in der Schule gelernt, daß die Tiere jeden Winter einen neuen Pelz bekommen!‘ — Vater: „Um Gotteswillen, sag' das nicht weiter, Fritzchen! Mutter ist nebenan —“

*

* **Ordnungsliebend.** „Du hast doch, als du im Eisenbahnabteil die Apfelsine aßest, nicht etwa die Schalen auf den Boden geworfen?“ — „Nein, Mutti! Ich habe sie dem alten Herrn, der neben mir saß, in die Rocktasche gesteckt.“

*

* **Zeichen.** Bisgurne engagiert ein neues Mädchen. Belehrt: „Ich bin kein Freund von Worten. — Wenn ich nicke, heißt das ja.“ Meint das Mädchen: „Gern, gnädige Frau! Und wenn ich den Kopf schüttle, heißt das nein.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.